Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 67. Bromberg, den 24. August 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(1. Fortsetzung.)

„Hübsches Land — das Mazedonien!"

Mit zweistündiger Verspätung ging die Fahrt auf Zibeftsche los. Die Türken schienen wirklich nervös geworden zu sein. Vorn auf der Maschine standen ein paar Soldaten, und in jedem Wagen fuhren zwei bis an die Zähne bewaffnete Redifs mit, Zigaretten rauchend und nach Schweiß und Zwiebeln duftend.

Längs der Bahnstrecke alle hundert Schritt ein Posten, das Gewehr schußbereit im Arm. Von Zeit zu Zeit berittene Patrouillen. Auf allen Stationen größere Militärabteilungen. In Uesküb sogar neben dem Bahnhof ein ausgedehntes Zeltlager, aufgehäufte Munitionskisten. Gerade als sie einfuhren, kam von Saloniki ein Militärtrain an, der Geschütze, Pferde und Mannschaften ausspie.

Der Journalist in Vitus wurde lebendig, kroch aber bei aller Wissensbegierde aus dem Inkognito Peter Miller nicht heraus. Der machte ein verdutztes und erschrecktes Gesicht um das andere und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Was ist denn nur um Himmels willen los?" fragte er seine Begleiterinnen. „Wenn ich das geahnt hätte — — —"

Elena begnügte sich damit, ihm einen Blick zuzuwerfen, der dieselbe Sprache redete, wie der vorhin. Doch Irene gab Auskunft.

„Mein Mann hat mir schon nach Franzensbad geschrieben, daß es sehr unruhig im Lande wird. Es heißt, die Bulgaren haben große Banden bei Küstendil versammelt —"

„Also Krieg!" entsetzte sich Peter Miller. „Oh, da komme ich ja mit meinen Geschäften zur rechten Zeit."

„Ach, Sie brauchen nichts zu fürchten", höhnte Elena, „von Krieg ist wohl keine Rede. Das erlaubt ihr ja nicht, ihr großmächtigen Großmächte. Ha — ihr!" — — Die Leidenschaft riß sie wieder fort — — „Da sitzt ihr und maßt euch an, die Richter Europas zu sein. Redet von Zivilisation und Pflichten des Christentums! Und gestattet, daß hier in diesem herrlichen Lande die wildeste Barbarei ihre Blutherrschaft weiterführt! Oh — Sie werden sehen, eines Tages wird der Brand ausbrechen — dann wird euch Schlafmützen der Feuerschein in eure Kanzleien und Ministerien leuchten!" — —

Vitus Thavon spitzte die Ohren, aber Peter Miller sagte nichts zu diesem Ausbruch. Ganz niedergeschmettert, als sei er persönlich für all das Unglück verantwortlich, ließ er den Kopf hängen. Stille wurde es in dem kleinen Raum. Elena wollte hinaus. Sie sprang auf und öffnete die Tür. Da lümmelte breit und vierschrötig der Rücken des einen der Redifs davor. Wie ein Symbol, dachte Vitus.

Das junge Mädchen fuhr zurück und ließ sich auf den Stuhl fallen. Tränen glänzten in den dunklen Augen.

Irene zog sie zärtlich an sich und streichelte ihr die zitternden Hände.

„Sie ist so leidenschaftlich", sagte sie dabei, gleichsam als Erklärung und Entschuldigung zu Vitus. „Sie müssen wissen, die Türken haben unseren Vater erschossen. Auf Kreta — vor zwölf Jahren." — —

Tränen stiegen auch ihr in die Augen. Sie stockte und schmiegte sich an die Schwester. So fuhren sie durch die gelben, sonnverbrannten Berge Mazedoniens — — —

In Demir Kapu, wo sich der Wardar schäumend durch die Felsen drängt, ehe er dann in breiter, fruchtbarer Ebene dem Meere zuströmt, starrte alles von Waffen. Noch einmal gründliche Revision der Reisenden. Zwei Offiziere gingen von Coupé zu Coupé. Sie waren höflich, wie diese türkischen Offiziere sind, verbeugten sich entschuldigend vor den Damen und schleppten einen ganzen Haufen Reisender aus dem Zuge. Bulgaren, Griechen und Serben durcheinander. Auch ein paar Juden und Albanesen waren unter denen, die man nicht weiterfahren ließ. Das gab ein Geschrei und Lärmen, der Turm zu Babel war ein Friedhof dagegen! Wer sich widersetzte, bekam die Kolben der Redifs zu spüren.

Vitus stand mit den Damen am Fenster und sah zu. Elena bebte am ganzen Leibe vor mühsam verhaltenem Zorn. — — —

„Da — da," zischte sie, „diese Mörder — — diese" — —

Das kam lauter heraus, als unter den obwaltenden Umständen gut war. Die beiden Soldaten im Waggon drehten sich jäh um. Vielleicht hatten sie die haßerfüllten Worte verstanden. Vielleicht merkten sie an der Stimme allein, was sie besagten. Der eine machte einen Schritt auf die Gruppe zu.

Vitus schob die beiden Frauen in das Coupé, warf die Türe zu und grinste den Anatolier freundlich an.

„Alles in Ordnung, Freund", sagte er zu ihm auf türkisch.

Der Soldat stutzte, ließ sich verblüffen und ging wieder auf seinen Platz zurück.

Vitus setzte sich den Schwestern gegenüber und faßte mit väterlichem Wohlwollen die Hand Elenas.

„Ich kann es ja begreifen," meinte er, „daß Ihre Gefühle sich empören. Aber ich würde es für viel vernünftiger erachten, ihnen nur dann freien Lauf zu lassen, wenn keine türkischen Schildwachen daneben stehen." "

Und Peter Miller setzte seufzend dazu:

„Hübsches Land — das Mazedonien!"

Vitus ist verblüfft.

Eine Frage brannte Vitus auf der Zunge, die Frage, die jeder Mann in ähnlichen Umständen stellt. Wann kann man sich wiedersehen, wann, wie, wo? — — —

Endlich rückte er — vielmehr Peter Miller rückte damit heraus. Schüchtern, täppisch mit seinem liebenswürdigen Lächeln, das für die ungeheure Frechheit um Entschuldigung bat.

Die beiden Schwestern antworteten nicht sofort darauf. Sie befragten einander mit Blick und Gegenblick. Dann schüttelte Irene langsam den Kopf.

„Herr Miller", sagte sie, „wir sind hier nicht im Abendland. Der Orient hat ganz andere Sitten. Wir haben schon schwer gesündigt dadurch, daß wir uns eine Reisebekanntschaft zu machen erlaubt haben. Die einzige Entschuldigung dafür ist, daß es eine so nette Reisebekanntschaft ist" — — —

Zum erstenmal seit Budapest machte Vitus ein ehrliches Gesicht. Ehrlich betrübt war es.

„Gar keine Möglichkeit?" bettelte er. „So ehrenhaft, so tugendhaft, daß selbst die spitzesten Zungen Ihres gesegneten Orients sich nicht daran wetzen können?"

Wieder Blick und Gegenblick zwischen den beiden Frauen. Jetzt nahm Elena das Wort:

„Vielleicht — —daß sich eine Möglichkeit ergibt. Im Park „Union et progrès“ eines Abends. — — Wir gehen hie und da hin zum Souper — — —“

Ehe Vitus noch die Suada seiner Dankbarkeit in Schwung bringen konnte, fiel Irene ein:

„Aber dafür müssen wir Sie bitten, uns vor Saloniki allein zu lassen. Ich — — das heißt, wir werden abgeholt. — — — Ich möchte nicht — — Sie verstehen — —

Wieder dieser feine, ganz feine Schatten!

„Ich verstehe“, sagte Vitus.

— — — — — —

Mit zwei Stunden Verspätung war der Zug von Zibeftsche abgefahren. Bis Saloniki hatte er sich noch drei zugelegt, so daß es rund Mitternacht war, als er endlich in der verfallenen, beispiellos schmierigen Halle zu Saloniki hielt.

Vitus war einer der ersten, der aus einem Coupé zweiter Klasse kletterte. Fünf, sechs Träger stürzten sich auf ihn, und er ließ sie um sein Gepäck streiten und zanken, da sie für ihn eine Schutzmauer bildeten, hinter der er ungesehen sehen konnte.

Ein großer Mann mit dunklem Gesicht erwartete seine Reisegefährtinnen. Elegant, gewichtig, den roten Fes auf dem Kopf, hinter sich einen prächtig gekleideten Kawassen, trat er an den Wagen heran, um erst Irene und dann Elena herunterzuhelfen. Herr Apollodorus Xymatis in höchsteigener Person — ein widerlicher Kerl, lautete Vitus' Gesamturteil.

Mit gesenktem Kopfe, scheinbar nicht übermäßig freudig bewegt, schritten die Schwestern neben ihm her. Irene hob nicht den Blick, aber Elena brachte es fertig, sich blitzschnell nach dem schreienden, quiekenden Knäuel umzudrehen, in dessen Mitte Vitus sich verbarg. Sie sah ihn wohl kaum — und doch dünkte ihn, als huschte ein Lächeln um den kleinen Mund. — — —

Als er vor das Bahnhofsgebäude trat, sah er gerade noch eine stattliche Karosse um die nächste Ecke biegen. Auf dem Bock glänzte die Uniform des goldbetreßten Kawassen.

Vitus kletterte in eine der vorsintflutlichen Droschken und fuhr in sein altgewohntes Hotel „Olympia Palace“.

Dort wartete dem telegraphisch übermittelten Befehl gemäß Salomon auf ihn.

Salomon war ein spanischer Jude, der seine abwechslungsreiche Laufbahn als Hamal am Hafen begonnen hatte. Er war sechs und einen halben Fuß hoch, dementsprechend breit und hatte als Hände ein paar Pranken, für die man in Ländern fortgeschrittener Kultur unbedingt einen Waffenpaß gebraucht hätte. Des weiteren zeichnete sich Salomon durch seine Gemütsart aus, die als alles, nur nicht als friedfertig bezeichnet werden kann. Er war wohl einer der größten Gauner, die ungehangen auf dem Balkan herumlaufen. Und das will etwas besagen! Man hat da ein sehr hübsches Sprichwort: Zehn Türken gehen auf einen Albanesen (was Schlauheit und Gerissenheit anlangt), zehn Albanesen auf einen Spaniolen, zehn Spaniolen auf einen Griechen und zehn Griechen auf einen Armenier. Salomon aber strafte diese ganze Skala, an deren Fuß der Türke und an deren Ende der Armenier steht, Lügen; denn er war schlauer, gerissener, hinterlistiger und niederträchtiger als je zehn Spaniolen, Griechen und Armenier zusammen. Vom Hamal hatte er sich dem Berufe des Komitadschis zugewendet und war, da er, aus Gott weiß was für Grund, die Griechen nicht leiden konnte, in die berühmte Bulgarenbande des Sarafoff eingetreten. Nach ein, zwei Jahren fühlte er den Drang zur Selbständigkeit in sich und eröffnete ein gut florierendes Räubergeschäft auf eigene Faust. Die paar Messerstiche und Revolverschüsse, die er dabei, stets zum bleibenden Nachteil der Empfänger, austeilte, drückten sein Gewissen ebensowenig wie seinen Rücken die Zentnerlasten, die er einst als Hamal zu schleppen gewohnt gewesen. Man muß leben, nicht wahr? Das Wort „Leben und leben lassen“ stand allerdings nicht in dieses Salomon Buch der Weisheit.

Bis ihn eines Tages sein Schicksal ereilte in der Gestalt Sarahs, der zierlichen Tochter des alten Benjamin Ephrussi, des Fleischhändlers. Sie schlug den Starken und zwang ihn in ihre Fesseln. Salomon begründete einen eigenen Herd, vertiefte sich in die Freuden eines innigen Familienlebens und etablierte sich als Dragoman, wobei sich noch immer Gelegenheit genug bot, andere Menschen zu begaunern und zu betrügen. Aber zwei gute Eigenschaften hatte er doch, der Salomon: erstens eine fanatische Liebe zu seinem Weibe und seinen zwei Kinderchen, zweitens eine hündische Anhänglichkeit an Vitus Thavon, den Journalisten.

Sie kannten einander schon eine Reihe von Jahren, der waghalsige Zeitungsmensch vom Okzident und der wilde Balkanier von den weißen Gestaden Salonikis. Hatten manche Gottes- und Teufelsfahrt miteinander gemacht, manche Gefahr miteinander ausgefochten, hatten miteinander gefroren, gehungert, gedarbt. Und nie als Herr und Diener, sondern als Kamerad mit dem Kameraden. Deshalb war Salomon auch allezeit bereit, jede Gurgel durchzuschneiden, die Vitus Thavon durchgeschnitten haben wollte — pardon durchgeschnitten hätte haben wollen. Zuerst kam in Salomons Herzen Sarah, sein Weib, dann seine Kinder, gleich dicht dahinter Vitus — — — und dann kam überhaupt nichts mehr als ein bodenloser Abgrund, angefüllt mit den schwärzesten aller schwarzen Sünden.

Salomon war kein Mann von vielen Worten. Er gab zur Begrüßung Vitus einen herzinnigen Druck seiner behaarten Tatze, schulterte die zwei Koffer und marschierte voran in das Zimmer, wo die blonde Theres, des Hotels schwäbische Wirtin, ein kräftiges kaltes Mahl bereitgestellt hatte. Ehe sich Vitus darüber machte, packte er die für Salomon und die Seinen mitgebrachten Geschenke aus — für Sarah schönes blaues Tuch zu einem Sabbatkleid, für die Kinder ein paar Puppen, die mit den Augen rollen konnten, und für den Pater familias selbst einen prachtvollen Steyr-Browning.

Salomons Begeisterung kannte keine Grenzen. Vorsichtig, als hantierte er mit Meißener Porzellan, tat er die Präsente für Weib und Kinder beiseite. Der Browning dagegen war etwas, was man anfassen konnte. Seine kleinen Augen begannen zu funkeln, und er ließ sich sofort zeigen, wie das Magazin zu laden, wie es einzuschieben war. Famose Sache das! Gleich acht Schuß hintereinander! Und Salomon sprach die zarte Hoffnung aus, bald Gelegenheit zu haben, an was Lebendigem zu probieren, ob so ein Browning besser sei als ein Revolver.

Damit war man gleich bei der Angelegenheit, die Vitus nach Saloniki gebracht hatte.

„Weißt du, warum ich hier bin?“ fragte er den Spaniolen.

Der grinste und zeigte freigebig seine schwarzen Zahnstummel.

„Nicht werd' ich wissen. Wegen dem Professor, den die Antartes weggeschleppt haben.“

Vitus schluckte das Stück Kalbsbraten hinunter, an dem er gerade kaute, und richtete an Salomon eine feierliche Frage.

„Salomon, wie steht's? Bist du dabei beteiligt oder nicht? Sonst hat es gar keinen Zweck, daß ich mich mit dir unterhalte.“

Salomon geriet außer sich. Salomon fühlte sich bis in die Tiefe seines Herzens gekränkt. Er und mit griechischen Räubern! Mit solchen Banditen! — — Mit solchen Rosichen! Und er sah sich im Zimmer nach einem Platz um, wohin er seine Wut und Verachtung spucken konnte. Da das aber nicht ging, erleichterte er sich durch einen vier Meter langen Fluch, der sich aus sämtlichen Sprachen der Levante zusammensetzte. Als Schlußpunkt kam ein Schwur beim Leben seiner Frau, seiner Kinder, seinem Leben, dem Leben des Herrn Vitus — — —

„Gut“, sagte der. „Schließlich kann ja auch einmal eine Gaunerei ohne deine werte Mithilfe durchgeführt werden. Also weiter! Was ist mit Hamid Bey?“

„Hamid Bey ist gestern abend nach Katherini hinüber, um die Truppen in Elassona zu sammeln. Die Türken wollen mindestens ein Bataillon zur Verfolgung der Banditen aufbieten.“

„Da können sie zehn Bataillone loslassen, — ich wette, die Gesellschaft ist mit dem Herrn Professor längst über die griechische Grenze.“ — —

„Auch meine Meinung. Übrigens soll ich Ihnen diesen Brief von Hamid Bey geben.“

Hamid Bey war Zivilkommissar des Wilajets Saloniki, so eine Art ziviler Gendarmeriekommandant, ein fanatischer Moslem, dessen Hauptaufgabe darin bestand, sich mit den mazedonischen Banden herumzuschlagen. Hoch oben in den Bergen von Monastir hatte Vitus seine Bekanntschaft vor drei Jahren gemacht. Just zur rechten Zeit; denn als Vitus und sein getreuer Salomon sich ihm näherten, war er gerade damit beschäftigt, sich von fünf serbischen Komitadschis lebend eingraben zu lassen. Er war, von nur drei Zaptiehs (Gendarmen) begleitet, — wie das eben auf dem Balkan passieren kann — überfallen worden. Die drei Zaptiehs lagen schon als tote Männer da, als Vitus und Salomon sich ihrerseits an der Unterhaltung zu beteiligen begannen. Leben und Tod wechseln schnell in balkanischen Bergen — die fünf Komitadschis legten sich nach kurzem Feuergefecht als nicht minder tote Männer neben die drei toten Zaptiehs; Vitus und Salomon machten sich jedoch daran, Hamid Bey dort auszubuddeln, wo ihn die Serben eingebuddelt hatten.

Hamid Bey fand dann im weiteren Verlauf der Bekanntschaft seinerseits mehrfach Gelegenheit, sich in ähnlicher Weise für diesen kleinen Dienst zu revanchieren. Vitus kam ja fast jeden Winter nach Mazedonien herunter —

dienstlich, nicht nur zum Privatvergnügen. Nicht so, wie man etwa zur Saison Fasanen schießen geht. Oder Wildenten. — Der Bandenkrieg in Mazedonien war ja das Vorpostenscharmützel des Weltkrieges — die Balkankriege die Einleitungsschlachten. — — —

Hamid Bey schrieb auf französisch:

„Lieber Freund, ich kann Sie leider nicht mehr erwarten. Ich muß sofort hinüber, sonst läuft mir mein Wild davon. Ich habe aber alles geregelt. Belieben Sie zum Wali zu gehen, der bereits unterrichtet ist und Ihnen sofort Ihre Papiere ausstellen wird. In Katherini werden vier Gendarmen Sie erwarten, die Sie zu mir nach Classona bringen werden. Freue mich darauf Sie wieder bei mir zu haben, und hoffe, wir werden eine feine Zeit haben.

Immer Ihr Hamid."

„Schön", sagte Vitus. „Salomon, du gehst morgen mit dem ersten Schiff nach Katherini hinüber, besorgst Pferde und alles Sonstige. Ich komme übermorgen nach. So, und jetzt will ich schlafen. Bin verdammt müde. Grüße Sarah und sage ihr, daß sie mir, wenn wir gesund zurückkommen, das beste Huhn braten soll, das in Saloniki aufzutreiben ist."

— — — — —

Am anderen Morgen klopfte es an seine Türe. Er sprang aus dem Bett und öffnete. Da stand der Kellner und übergab ihm ein kleines Kuvert.

„Das ist eben für den Herrn abgegeben worden."

Ein kleines Kuvert, feinstes Elfenbeinpapier. Er hielt es an die Nase. „Chevalier d'Orsay!" — — Die Adresse, zierlich und doch fest, energisch beinahe. — Das Herz sprang ihm in die Kehle. — — — Mit zitternden Fingern riß er das Kuvert auf. —

Da fiel seine eigene Karte heraus. Das heißt die des falschen Peter Miller in Firma Anton Miller & Sohn. Der Name war durchgestrichen und der richtige hingeschrieben. Darunter stand in der zierlichen, festen Frauenschrift:

„Man hat nicht umsonst ein Gesicht, das alle Welt kennt. Man weiß hier, wer Sie sind, Vitus Thavon! Lassen Sie sich warnen!"

Keine Unterschrift.

Da war Vitus zum erstenmal in seinem Leben verblüfft.

(Fortsetzung folgt.)

Reise nach dem Monde.

(Eine Lügengeschichte des Barons Münchhausen.*)

Ich habe Ihnen, meine Herren, schon ehemals von einer kleinen Reise erzählt, die ich nach dem Monde machte, um meine silberne Axt wiederzuholen. Ich kam nachher noch einmal auf eine viel angenehmere Art dahin und blieb lange genug daselbst, um von verschiedenen Dingen mich gehörig zu unterrichten, die ich Ihnen nun so genau, als mein Gedächtnis mir erlaubt, beschreiben will.

Ein weitläufiger Verwandter von mir hatte sich die Grille in den Kopf gesetzt, es müßte notwendig ein Volk geben, das dem an Größe gleichkäme, welches Gulliver in dem Königreiche Brobdignag gefunden haben will. Dies aufzusuchen, ging er auf eine Entdeckungsreise aus und bat mich, ihn zu begleiten. Ich meines Orts hatte nun zwar jene Erzählung nie für etwas mehr gehalten als für ein gutes Märchen und glaubte so wenig an ein Brobdignag als an ein Eldorado; indes der Mann hatte mich zum Erben eingesetzt, und ich war ihm also wieder Gefälligkeiten schuldig. Wir kamen auch glücklich nach der Südsee, ohne daß uns irgend etwas aufstieß, das verdiente angeführt zu werden; nur einige fliegende Männer und Weiber, die in der Luft Menuett tanzten oder Springerkünste machten, und dergleichen Kleinigkeiten. Den achtzehnten Tag, nachdem wir bei der Insel Otahiti vorbeigekommen waren, führte ein Orkan unser Schiff wenigstens tausend Meilen von der Oberfläche des Wassers weg und hielt es geraume Zeit in dieser Höhe. Endlich füllte ein frischer Wind unsere Segel, und nun ging's mit unglaublicher Geschwindigkeit fort. Sechs Wochen waren wir über den Wolken gereiset, als wir ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, gleichsam eine schimmernde Insel. Wir liefen in einen bequemen Hafen ein, gingen an das Ufer und fanden das Land bewohnt. Unter uns sahen wir eine andere Erde mit Städten, Bäumen, Bergen, Flüssen, Seen usw., das, wie wir vermuteten, die Welt war, die wir verlassen hatten. — Im Monde — denn das war die schimmernde Insel, an der wir gelandet hatten — sahen wir große Gestalten, die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Größe dieser Vögel zu geben, muß ich Ihnen sagen, daß die Entfernung von einem Ende ihres Flügels bis zum andern sechsmal so lang war, als das längste Segeltau an unserem Schiffe. — Anstatt wie wir in dieser Welt auf Pferden zu reiten, fliegen die Einwohner des Mondes auf diesen Vögeln umher.

Der König hatte gerade einen Krieg mit der Sonne. Er bot mir eine Offizierstelle an; allein ich verbat mir die Ehre, die Seine Majestät mir zudachte.

Alles ist in dieser Welt außerordentlich groß; eine gewöhnliche Fliege z. B. ist nicht viel kleiner als eines unserer Schafe. Die vorzüglichsten Waffen, deren sich die Einwohner des Mondes im Kriege bedienen, sind Rettiche, die wie Wurfspieße gebraucht werden und den, der damit verwundet wird, augenblicklich töten. Ihre Schilde sind aus Pilzen gemacht, und wenn die Zeit der Rettiche vorbei ist, so vertreten Spargelstengel ihre Stelle.

Ich sah auch hier einige von den Eingeborenen des Hundssterns, die der Handlungsgeist zu dergleichen Streifereien verleitet. Diese haben ein Gesicht wie große Bullenbeißer. Ihre Augen stehen zu beiden Seiten der Spitze oder vielmehr des untern Endes ihrer Nase. Sie haben keine Augenlider, sondern bedecken ihre Augen, wenn sie schlafen gehen, mit ihrer Zunge. Gewöhnlich sind sie zwanzig Fuß hoch; von den Einwohnern des Mondes aber ist keiner unter sechsunddreißig Fuß. Der Name, den die letzteren führen, ist etwas sonderbar. Sie heißen nicht Menschen, sondern kochende Geschöpfe, weil sie ebenso wie wir ihre Speisen beim Feuer zurechtmachen. Übrigens nimmt ihnen das Essen sehr wenig Zeit weg; denn sie öffnen nur die linke Seite und schieben die ganze Portion auf einmal in den Magen hinein; dann schließen sie wieder zu, bis nach Verfluß eines Monats derselbe Tag wiederkommt. Sie haben mithin das ganze Jahr hindurch nicht mehr als zwölf Mahlzeiten — eine Einrichtung, die jeder, der kein Fresser oder Schlemmer ist, der unsern weit vorziehen muß.

Die Freuden der Liebe sind im Monde gänzlich unbekannt; denn sowohl unter den kochenden Geschöpfen als allen übrigen Tieren gibt es nur ein einziges Geschlecht. Alles wächst auf Bäumen, die aber nach ihren verschiedenen Früchten auch an der Größe und den Blättern sich sehr voneinander unterscheiden. Diejenigen, auf denen die kochenden Geschöpfe oder die Menschen wachsen, sind viel schöner als die andern, haben große Äste und fleischfarbene Blätter, und ihre Frucht besteht in Nüssen, die sehr harte Schalen haben und wenigstens sechs Fuß lang sind. Wenn diese reif sind, welches man an der Veränderung ihrer Farbe sehen kann, so werden sie mit großer Sorgfalt gepflückt und so lange, als man es für gut findet, aufgehoben. Will man nun den Samen dieser Nüsse lebendig haben, so wirft man sie in einen großen Kessel kochenden Wassers, und in wenigen Stunden öffnen sich die Schalen, und das Geschöpf springt heraus.

Ihr Geist ist immer schon, ehe sie in die Welt kommen, von der Natur zu einer besonderen Bestimmung gebildet. Aus einer Schale kommt ein Soldat, aus einer anderen ein Philosoph, aus einer dritten ein Gottesgelehrter, aus einer vierten ein Jurist, aus einer fünften ein Pächter, aus einer sechsten ein Bauer usf., und jeder fängt sogleich an, sich in der Ausübung dessen, was er vorher bloß theoretisch wußte, vollkommen zu machen. — Der Schale mit Gewißheit anzusehen, was in ihr steckt, ist sehr schwer; doch machte ein lunarischer Theologe zu meiner Zeit mächtigen Lärm, er sei im Besitze dieses Geheimnisses. Man achtete aber wenig auf ihn und hielt ihn durchgängig für krank.

Wenn die Leute im Monde alt werden, so sterben sie nicht, sondern lösen sich in Luft auf und verfliegen wie Rauch.

Trinken haben sie nicht nötig, denn es finden gar keine Ausleerungen bei ihnen statt, ausgenommen durch das Aushauchen. Sie haben nur einen Finger an jeder Hand, mit dem sie alles tun können, so gut oder noch besser als wir, die wir außer dem Daumen viere haben.

Ihren Kopf haben sie unter dem rechten Arm, und wenn sie auf eine Reise oder an eine Arbeit gehen, bei der sie sich heftig bewegen müssen, so lassen sie ihn gemeiniglich zu Hause; denn um Rat fragen können sie ihn, sie mögen von ihm entfernt sein, so weit sie wollen. Auch pflegen die Vornehmen unter den Mondbewohnern, wenn sie gerne wissen möchten, was unter dem gemeinen Volke vorgeht, nicht unter dasselbe sich zu begeben. Sie bleiben zu Hause, d. h. der Körper bleibt zu Hause und schickt nur den Kopf aus, der inkognito gegenwärtig sein kann und dann nach Gefallen seines Herrn mit der eingezogenen Kundschaft zurückkehrt.

Die Traubenkerne im Monde sind vollkommen unserm Hagel ähnlich, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn ein Sturm im Monde die Trauben von den Stielen abschlägt,

*) Aus der Auswahl der Inselbücherei (Leipzig) von: Gottfried August Bürger, „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei einer Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte."

die Kerne dann auf unsere Erde herunterfallen und den Hagel bilden. Ich glaube auch, daß diese meine Bemerkung manchen Weinverkäufern schon lange bekannt sein muß; wenigstens habe ich öfter Wein bekommen, der aus Hagelkörnern gemacht zu sein schien und vollkommen so schmeckte wie der Mondwein. Einen merkwürdigen Umstand hätte ich bald vergessen. — Der Bauch tut den Leuten im Monde ganz die Dienste, die uns ein Ranzen tut; sie stecken in ihn hinein, was sie nötig haben und schließen ihn ebenso wie ihren Magen nach Belieben auf und zu; denn mit Gedärmen, Leber, Herz und andern Eingeweiden sind sie nicht beschwert, ebensowenig als mit Kleidern. Ihre Augen können sie nach Gefallen herausnehmen und einsetzen und ebenso gut damit sehen, wenn sie in ihrem Kopfe als wenn sie in ihrer Hand sind. Verlieren oder beschädigen sie zufälligerweise eines, so können sie ein anderes borgen oder kaufen und dasselbe so gut gebrauchen als ihr eigenes. Man trifft daher allenthalben im Monde Leute an, die mit Augen handeln; und in dieser einzigen Sache haben alle Einwohner durchaus ihre Grillen; bald sind grüne, bald gelbe Augen Mode.

Ich gestehe, diese Dinge klingen seltsam; aber ich stelle es jedem, der den geringsten Zweifel hat, frei, selbst nach dem Monde zu gehen und sich zu überzeugen, daß ich der Wahrheit so getreu geblieben bin als vielleicht nur wenige andere Reisende.

Der „Hochzeitsmarkt" in den Karpathen.

Ein merkwürdiges Kulturbild stellt der sogenannte „Hochzeitsmarkt" bei den in den westlichen Karpathen wohnenden Rumänen dar. Alljährlich einmal wird auf dem Kamm der Gaina in den Karpathen, 1500 bis 2000 Meter hoch, ein Markt abgehalten, auf dem die heiratsfähigen Mädchen der ganzen Gegend sich versammeln, um von den Burschen gefreit zu werden.

Die Vorbereitung für diesen Tag dauert bei den Mädchen jahrelang, da sie auch ihre Mitgift mitnehmen müssen. Es wird somit unaufhörlich gesponnen, gewoben, genäht und gestickt; die Mutter, die Tante, die Großmutter und andere Frauen der Freundschaft legen aus ihrer eigenen Mitgift bei; dann wird alles in zierlich geschnitzte oder mit Blumen bemalte Truhen gepackt und auf die schönsten Pferde der Familie geladen.

Auch wählt man den schöneren Teil des Viehstandes, Bienenstöcke und anderes, teils zur Mitgift des Mädchens, teils zur Schaustellung.

Oben auf der Gaina stellt jede Familie, die ein Mädchen zu vergeben hat, ihr eigenes Zelt auf, in dem die Mitgift ausgestellt wird, und wo die Brautschauer von den vornehmsten der Familie erwartet werden.

Die Burschen kommen auch, von ihren Familien oder womöglich von vornehmen Gönnern begleitet, bringen das Beste, was sie haben, besonders einen schönen Gurt von Silber oder Gold mit, und nachdem sie sich eine Braut ausgewählt haben, findet die öffentliche Verlobung vor dem auf der Gaina lebenden Einsiedler statt.

Als Zeichen der Verlobung werden nicht Ringe, sondern gestickte Schnupftücher ausgetauscht. Es kommt beinahe gar nicht vor, daß ein Mädchen auf diesem Markt nicht den ersehnten Bräutigam finden sollte; denn der ganze Markt ist eigentlich nichts weiter als ein allgemeines Stelldichein für solche Paare, deren Heirat schon beschlossen wurde, und geht das Mädchen auf den Markt, so weiß es schon, daß es dort erwartet wird.

Diejenigen Mädchen, die keinen Bräutigam haben, nehmen gewöhnlich ihre Mitgift nicht mit, haben kein Zelt und kommen überhaupt nur als Zuschauerinnen auf den Markt.

Vom Berliner Mutterwitz.

Eine weißhaarige, schlanke, von Herzen junge Dame aus Berlin erzählte mir in der Sommerfrische einige ihrer Erlebnisse mit Droschkenkutschern und Straßenbahnschaffnern. Als „Eingeborene" hatte sie Humor genug, sich durch gelegentliche Derbheiten des Volkswitzes nicht gekränkt zu fühlen, sondern ihre Freude daran zu haben.

Einmal, so erzählte sie, wollte ich eine Freundin besuchen, die in einem mir bisher unbekannten Stadtteil wohnte. Ich war mir nicht recht darüber im klaren, an welcher Haltestelle ich absteigen sollte, und blieb zögernd ein Weilchen auf dem Trittbrett stehen. Das bemerkte der Schaffner und gab mir in aller Freundschaft folgenden Rat:

„Na also entweder ruff oder runter, Sie olle Silberpappel!"

Die groß gewachsene, schlanke und dazu ganz weißhaarige Dame mit Blitzesschnelle so treffend zu benamsen — dazu gehörte Mutterwitz. —

Das zweite Ergebnis ist mehr episodischer Natur. Es spielt zu der Zeit, als es in Berlin noch Droschken erster und zweiter „Jüte" gab. Unsere Freundin ging auf einen Droschkenstand zu und gab dem ersten Kutscher die Fahradresse. In diesem Augenblick bemerkte sie, daß sie an eine Droschke erster Jüte geraten war. Um zu sparen — damals sparte man noch in Berlin! — ging sie zu dem nächsten Haferauto und machte mit diesem dann auch die Fahrt.

Unterwegs bemerkte sie durch das rückwärtige Fensterchen, daß ihr der „Droschkong" erster Jüte getreulich durch alle Straßen folgt, jedoch ohne Fahrgast. Sie kann sich nicht recht erklären, aus welchem Grunde. Will der Rosselenker sie beobachten? Ist er gekränkt ob des ihm entgangenen Auftrages und verfolgt sie nun mit seiner Rache? Die Situation ist ungemütlich.

Schließlich steigt die Dame irgendwo am Mariannenufer aus, entlohnt ihren Kutscher und geht, um Weiterungen auszuweichen, schnell in den Flur des betreffenden Hauses hinein. Da hört sie, wie der Erster-Klasse-Kutscher seinen zweitrangigen Kollegen wie folgt apostrophiert:

„Nu sag mal, Mensch, da ist doch vorhin am Potsdamer Platz sonne lange weißhaarige Tante insteigen — un nu is se mit eenmal weck!"

Nach gutem alten Droschenführerbrauch hatte er sich nicht einmal nach seinem Fahrgast umgesehen und war nun getreulich die ganze Strecke hinterhergezuckelt, in der Meinung, eine „Fuhre" zu haben! —

Bunte Chronik

* **Wie der Druckfehlerteufel in die Welt kam.** Seit Gutenberg die „schwarze Kunst" erfand, haben sich auch die Druckfehler eingeschlichen, die Setzer und Leser äffen. Sehr bald gab man dem Kobold, der auf diese Weise mit ernsten Dingen sein Spiel trieb, den Namen Druckfehlerteufel. Die Bezeichnung ist bereits in den Offizinen des 15. Jahrhunderts aufgekommen, und zwar stammt sie von den Druckerjungen her, die die frisch gedruckten Bogen herumtrugen. Diese Lehrlinge waren meist mit Druckerschwärze über und über beschmiert, und da den damaligen Menschen die Hölle und die schwarze Farbe des Gottseibeiuns noch näher lag als uns heute, so nannte man sie einfach „Teufel", wozu auch der Glaube beitrug, daß es beim Drucken nicht mit rechten Dingen zugehe und die Erfinder dieser „schwarzen Kunst" mit bösen Mächten im Bunde ständen. Nach einer Sage soll der große venetianische Drucker Aldus Manutius den Anlaß zur Entstehung des „Druckerteufels" gegeben haben. Er beschäftigte in seiner Druckerei einen Negerknaben, der ihm von einem Kauffahrteischiff zurückgelassen war. Dies gab zu dem Gerede Anlaß, der kleine Schwarze sei ein Teufel. Deshalb zeigte ihn der Drucker öffentlich auf dem Markt und sagte: „Hierdurch stelle ich, Aldus Manutius, Drucker der Heiligen Kirche und der Dogen, diesen „Druckerteufel" öffentlich aus, damit man sieht, daß er ein Mensch ist von Fleisch und Blut, trete man näher und zwicke ihn." Damit beruhigte sich die Menge. Die Bezeichnung der Lehrlinge als „Druckerteufel" wurde aber später auf den Kobold übertragen, der die Druckfehler hervorruft, und so kam der Druckfehlerteufel in die Welt.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Fatales Mißverständnis.** Frau Dr. M. hatte sich als Reiselektüre den Roman von Dostojewski „Der Idiot" mitgenommen. Eines Tages fragt sie den Oberkellner ihres Hotels: „Sagen Sie mal, Herr Ober, haben Sie meinen Idioten nicht gesehen?" — Darauf erfolgt die Antwort: „Wenn ich nicht irre, gnädige Frau, ist Ihr Herr Gemahl im Billardzimmer!"

*

* **Der Augenblick ist günstig.** „Donnerwetter, vertilgen Sie Käse!" — „Ja, wissen Sie, die Zeit muß ausgenützt werden! Ich kann Käse, so gern ich ihn esse, nicht gut riechen — aber augenblicklich habe ich den Schnupfen!"

*

* **Das Umlagegetreide.** Lotte sieht in der Sommerfrische einen Roggenschlag, der unter einem wolkenbruchartigen Regen schwer gelitten hat. „Sieh' nur, Vati," meinte sie, „hier wächst das berühmte Umlagegetreide!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.